

Peter Cornelius Mayer-Tasch

Die Macht der Schönheit



Springer VS

Die Macht der Schönheit

Peter Cornelius Mayer-Tasch

Die Macht der Schönheit

Peter Cornelius Mayer-Tasch
Ludwig-Maximilians-Universität München
Hochschule für Politik München, Deutschland

ISBN 978-3-658-03490-0

ISBN 978-3-658-03491-7 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-658-03491-7

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Springer VS

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2014

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Lektorat: Frank Schindler, Stefanie Loyal

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Springer VS ist eine Marke von Springer DE. Springer DE ist Teil der Fachverlagsgruppe Springer Science+Business Media.
www.springer-vs.de

Inhalt

Vorrede	7
I. Die Macht der Schönheit	11
1. Aphrodite oder: Das Wunder der Schönheit	11
2. Phryne oder: Von der Nutzung des Wunders	18
3. Tadsch Mahal oder: Die Unsterblichkeit des Wunders	29
II. Die große Spaltung - Ökologie, Politik, Ästhetik	36
1. Die Ästhetik als Spiegel der Ökologie	36
2. Das Schöne, Gute und Wahre	44
3. Zur Dialektik von politischer und ästhetischer Repräsentation	50
III. Gestalt und Ungestalt öffentlicher Räume	57
1. Die kleinen Ungeheuer	57
2. Demokratie und Öffentlichkeit	65
3. Was nun? Was tun?	72
4. Der Bürger und sein Dorf	75
4.1 Monotonie und Chaos	75
4.2 Landliebe und Rustikalkosmetik	77
5. Ordnung und Gelassenheit	80

IV. Die Architektur auf der Suche nach Mitte und Maß	93
1. Verlust und Aufruhr der Mitte	93
2. Idealismus und Romantik: Die mißlungene Revolte	94
3. Die Jugendbewegung	96
4. Die Bürgerinitiativ-, Ökologie- und Alternativbewegung	98
5. Das Haus im Kreislauf von Gesellschaft und Natur	100
6. „Anständige Baugesinnung“?	101
7. Traditionalismus und Regionalismus	103
8. Small, slow, near and pure is beautiful	105
9. Architektur und Politik am Weg zu einer universalistischen Kultur	110
 V. Der Garten - Lebensraum und „Hort“ der Schönheit	113
1. Der Garten als Schicksal	113
2. Der erste Garten oder: Die Ganzheit	114
3. „Im Schweiß deines Angesichts ...“ oder: Die Ernährung	115
4. Die Hängenden Gärten ... des Nebukadnezar oder: Die Gestaltung	117
5. Die „Grünkraft der Erde“ oder: Die Heilung	120
6. Die schönen Tage in Aranjuez ... oder: Die Erholung	124
7. San Geronimo de Yuste oder: Die Erbauung	126
8. Versailles oder: Die Unterwerfung	129
9. Die letzten Gärten oder: Der Friede	131
10. Epilog: Die Zukunft des Gartens	133
 Anmerkungen	138
Literaturverzeichnis	149
Nachweise / Bildnachweise	162

Vorrede

Sich der Schönheit und ihren soziokulturellen Bezügen zuzuwenden, bedarf kaum einer besonderen Begründung. Denn „solange die Welt besteht, kriecht der Mensch vor der Schönheit im Staub, und es gibt keine Dummheit, die er nicht für sie begehen würde,“ schreibt Kveta Legátová in ihrer Novelle „Der Mann aus Zelary“ (5. Auflage, München 2005, S. 126). Der Autor hofft zwar, mit der Publikation dieses Buches keine Dummheit zu begehen, fragt sich aber, warum diese Aussage im Lichte zahlloser Menschheitserfahrungen so plausibel klingt. Die Antwort dürfte darin zu suchen sein, dass Schönheit jedweder Art uns zumindest dann in einen Zustand mehr oder minder ohnmächtiger Bewunderung zu versetzen pflegt, wenn sie nicht mit „unschönen“ Nebenerscheinungen wie übermäßiger Eitelkeit, dummem Stolz, Verschlagenheit etc. verbunden ist, wie es zuweilen bei Menschen der Fall ist. Mit unverstellter Schönheit aber haben die Weisen aller Zeiten stets über den Genuß bloßer Anschauung oder Anhörung weit hinausreichende, hehre Vorstellungen verbunden. In antiken Texten wird Schönheit immer wieder mit Wahrheit gleichgesetzt. Und in der Smaragdtafel des Hermes Trismegistos heißt es apodiktisch: „Was schön ist, das ist auch gut.“ Für Hazrat Inayat Khan (1882-1927) liegt „in der Schönheit ... das Geheimnis der Göttlichkeit.“ Seine preisgekrönte Doktorschrift über das ästhetische Erleben des Koran überschreibt Navid Kermani mit dem noch geradlinigeren Titel „Gott ist schön“. Und wenn Rainer Maria Rilke zu Beginn der ersten seiner Duineser Elegien „das Schöne“ als „des Schrecklichen Anfang“ bezeichnet, „den wir noch gerade ertragen“, so ist dieses Erschrecken wohl auch im Lichte jener mit Furcht gepaarten Ehrerbietung zu verstehen, die dem Numinosen seit eh und je entgegengebracht wird.

Wie immer es sich aber damit auch verhalten mag: Die Vorstellung von der Identität des Schönen, des Wahren und des Guten hat sich im Orient und im Okzident von der Antike bis zur Gegenwart durchgängig

erhalten. Ganz unabhängig davon aber, wofür diese hehren „Versprechen der Schönheit“ (Menninghaus) stehen, wenn man sie auf Alltagsbezüge überträgt, befindet man sich jedenfalls in bester Gesellschaft, wenn man über dieses „holde Götterfunken“ (Hölderlin) entzündende Phänomen nachdenkt. Und wenn man dies als kulturhistorisch und kulturphilosophisch orientierter Rechts- und Politikwissenschaftler tut, so liegt es nahe, das Phänomen der Schönheit im Lichte einer zentralen Kategorie des Politischen – der Macht nämlich – zu betrachten. Der Autor hat dies insbesondere im Leitkapitel versucht. Auch in den Folgekapiteln aber wird das schwierige Wechselverhältnis von – gelungenem wie mißlungenem – Schönheitsanspruch und rechtlich- politischer Gestaltungsmacht aus verschiedenen soziokulturellen Blickwinkeln thematisiert. Hier wie dort nämlich artikuliert sich die Konfliktsprache des vielschichtigen Ringens zwischen Gestalt und Ungestalt auf unmittelbar erkennbare Weise.

Für mannigfache Hinweise und Hilfestellungen bei der Fertigstellung des Manuskriptes hat der Autor Frau Dipl. sc.pol.Univ. Pia Jaeger, Herrn Dipl. sc.pol.Univ. Lorenz Laube wie auch Frau Ulrike Schievelbein sehr zu danken.

München, im Frühjahr 2014

Peter Cornelius Mayer-Tasch

*„Das Göttliche aber ist das Schöne, das Weise,
das Gute und was sonst derartig ist.“*

Platon

*„Nichts ist wahr außer dem Schönen,
nichts ist wahr ohne Schönheit.“*

Alfred de Musset

„Kann es eine Grenze der Güte geben, die nicht schön ist?“

François Cheng

I. Die Macht der Schönheit

1. Aphrodite oder: Das Wunder der Schönheit

Bewundert wurde das Schöne seit eh und je. Gegenstand der Bewunderung mochten Menschen, Tiere, Pflanzen, Landschaften, Gebäude oder Dinge jedweder Art mit einer besonderen, als anziehend empfundenen Ausstrahlung und Anmutung sein. Dass sich die Hingabe an das Wunder der Schönheit bis hin zur Anbetung steigern konnte, zeigt die Vergöttlichung der Schönheit in verschiedenen Kulturen bis hin zur christlichen, die den verkärten Heiligen wie den Himmelsboten stets „engelgleiche“ Schönheit zuspricht. In der griechischen Antike findet diese Vergöttlichungstendenz in Gestalt des Lichtgottes Apollon und in Gestalt der „schaumgeborenen“ Liebesgöttin Aphrodite ihren olympischen Ausdruck. Wer von ihres – sowohl geflügelten als auch auf Delphinen reitenden – Sohnes und Begleiters Eros Pfeil getroffen ist, wird der oder dem „Angebeteten“ zu Füßen liegen. Und dies gilt keineswegs nur für die Macht-, Kraft- und Saftlosen, sondern in gleichem Maße für die Starken und die Mächtigen, für Mars gar, der Venus – Aphrodites römischem Gegenbild – nicht widerstehen kann, die freilich auch ihrerseits seiner männlichen ‚Kraft und Herrlichkeit‘ verfallen ist. Ein mythologisches Paradigma dies für die allem Anschein nach ebenso schicksalhafte wie unausweichliche Wechselbeziehung von Macht und Schönheit. Wenn der Eroberer der Stadt, der Gewinner des Turniers, der Sieger im Wettstreit der Dichter und Sänger oder auch der zu großem Reichtum Gelangte sein Auge auf die Schönsten wirft, sich die Schönsten aber umgekehrt auch an den Erfolgreichsten in besonderem Maße interessiert zeigen (was nicht nur zahlreiche Alltagserfahrungen, sondern auch vertiefte anthropologische Untersuchungen belegen und soziobiologisch begründen), so ist dies ein augenfälliger Ausdruck dieser existentiellen und essentiellen Korrelation verschiedener Erscheinungsweisen von Lebenskraft und

Lebenshöhe. Ein Ausdruck auch, der viele – nicht zuletzt in der Literatur und in den schönen Künsten phantasievoll variierte – Spielarten kennt.



Aphrodite: Skulptur von Jean-Baptiste Pigalle

Richtet man den Blick auf die gesellschaftliche Grundlegung durch Politik und Wirtschaft, so folgt auf den – durch unausweichliche Umwältzun-

gen von Zeit zu Zeit aufs neue vollzogenen – Urakt der Eroberung die (neuerliche) Befriedung des Landes, folgt auf das „Nehmen“ das „Teilen“ und das „Weiden“, um die von Carl Schmitt in seinem Nachkriegswerk „Der Nomos der Erde und das Ius Publicum Europaeum“¹ benannte Sequenz zu bemühen. Und im Schutze machtvoller Befriedung folgen Handel und Wandel, Kunst und Wissenschaften. Den Eroberern wie den Befriedern, den durch die Herstellung von Waren reich gewordenen Unternehmern wie den durch den Vertrieb dieser Waren zu Wohlstand und Einfluss gekommenen Handelsherren folgt die Schönheit leichtfüßig in mancherlei Gestalt und Gewandung – wenn nicht sofort, so doch in der zweiten oder dritten Generation. Und was gestern (zum Teil aber auch noch heute) die Schlösser und die Villen der Mächtigen und der Reichen bargen (oder bergen), hüten in der Gegenwart die zahlreichen öffentlichen und privaten Stiftungen, die Museen und Galerien, die das Schönheitserbe pflegen und denen zugänglich machen, die der Schönheit – etwa in Form der Eintrittsgebühr sowie der Buch- und Kartenkäufe – ihren Tribut entrichten. Sie alle Weihestätten, in denen der Schönheit in mancherlei Weise gehuldigt wird, in denen Gegenstände von besonderer Schönheit ausgestellt und bewundert, ja zuweilen geradezu angeboten werden.

Angebetet, zumindest ins Gebet eingeschlossen, wird die Schönheit aber auch noch auf eine ganz andere Weise. Seit altersher wird das Schöne auch sprachlich mit dem Glänzenden und dem Reinen verbunden. Das althochdeutsche *scōne* bedeutet „schön“ und „glänzend“ – zugleich aber auch „rein“.² Und im englischen *sheen* findet es seine semantische Entsprechung. Auch spiegelt sich derselbe Zusammenhang noch einmal im mittelhochdeutschen Zeitwort „schonen“, das soviel bedeutet wie jemanden oder etwas schön (also im übertragenen Sinne rücksichtsvoll und behutsam) zu behandeln, oder, sich in einem weniger dem Schein als dem Sein verpflichtenden Sinne „glänzend“ zu benehmen. Im glänzendsten Licht und in glänzendster Pracht erstrahlen daher auch zahllose der Anbetung himmlischer Mächte gewidmete Andachtsstätten – Tempel, Kirchen und Kapellen –, in denen die irdische Schönheit als Abglanz der göttlichen, die diesseitige zusammen mit der jenseitigen gefeiert wird.

Nicht von ungefähr wird im ikonologischen Typus der sog. Schönen Madonnen oder auch bei Dreifaltigkeits- und Engeldarstellungen diese Verschmelzung von irdischer und himmlischer Befindlichkeit kunstvoll gefeiert, wird stoffgebundene Formvollendung und entstofflichte Geist-Erfüllung zu jener höheren Wirklichkeitsschau gesteigert, in der seit unvordenklichen Zeiten die menschliche Ganzheitssehnsucht ihren unverkennbaren Ausdruck findet. Wenn Aristoteles Stoff und (mit der ihr zugrundeliegenden Idee gleichzusetzende) Form als die beiden Grundelemente des Seienden benennt, so werden sie in solchen Manifestationen auf einer Ebene verschmolzen, die bis an die „Pforten des Himmels“ und über diese hinaus reicht.

Was an den Begegnungsstätten des Diesseitigen mit dem Jenseitigen sowohl bei der architektonischen und künstlerischen Gestaltung des Begegnungsrahmens als auch bei den zeremoniellen Begegnungsriten seit eh und je empfunden und gepflegt (und von Platon in besonderem Maße thematisiert³) wurde, wurde am Ausgang des Zeitalters der Aufklärung und an der Schwelle zum Zeitalter der Romantik auch zum weltlichen Programm: „Durch die Schönheit“ heißt es in Friedrich Schillers (1759-1805) Briefen „Über die ästhetische Erziehung des Menschen“⁴ wird der sinnliche Mensch zur Form und zum Denken geleitet; durch die Schönheit wird der geistige Mensch zur Materie zurückgeführt und der Sinnenwelt wiedergegeben. Und an anderer Stelle wird dieses Credo noch zu der These weiterentwickelt, „dass nur aus dem physischen Zustand der moralische sich entwickeln kann.“ Im imaginären Blick auf Leonardo da Vincis *Gioconda* hat der französisch-chinesische Philosoph François Cheng diesen wechselseitigen Entwicklungs- und Verschmelzungsprozeß noch in eine andere, höhere Dimension gehoben. „Schönheit (der) Gestalt“ schreibt er in seinen „Fünf Meditationen über die Schönheit“, ist Verklärung durch die Gnade des Zusammentreffens eines inneren Lichtes mit einem anderen Licht, das von jeher gegeben, wenn auch oft verdunkelt ist. Verklärung ist als etwas zu verstehen, dass sich von Innen her verwandelt und auch als etwas, das im Raum gewachsen dem Endlichen und dem Unendlichen, zwischen dem Sichtbaren und dem Unsichtbaren durchscheint.⁵ In allen Manifestationen der Schönheit, zugleich

aber auch in allen erzieherischen und sonstigen Bemühungen um Entbergung von Schönheit verbinden sich mithin das „Schöne, Wahre und Gute“ in einer tendenziell unzertrennlichen Einheit – semantisches Resultat einer Synergetik, das auf einen Begriff bringt, was schon in den platonischen Dialogen aufscheint und durch die ganze abendländische Kulturgeschichte hindurch, vor allem aber in der Renaissance, gegenwärtig bleibt.

Dass es keine Regel ohne Ausnahme gibt, ist ein weit verbreiteter Gemeinplatz – ein Gemeinplatz, der auch in diesem Zusammenhang besetzt werden muss: In Zeiten der – den Stempel religiösen Wahnsinns tragenden – Hexenjagden und Hexenprozesse, die bereits im späten 13. Jahrhundert einsetzten, im 17. Jahrhundert ihren Höhepunkt erreichten und erst im Laufe des 18. Jahrhunderts von der fortschreitenden Aufklärung ins historische Horrorkabinett der menschlichen Verwirrungen und Verirrungen verwiesen werden konnten (um dann hie und da in säkularer Form wieder aufzuleben), sollte die Schönheit in Form einer „Ästhetik des Bösen“ zuweilen eine dunkle Gegen-Rolle spielen. Da nämlich bei den Anzeigen und Anklagen wegen angeblicher Hexerei geistige Verblendung und menschliche Niedertracht nicht selten einen wahren ‚Teufelspakt‘ eingingen und diesen dann häufig genug auf kräuter- und heilkundige ‚weise Frauen‘ projizierten, konnte es nicht ausbleiben, dass nicht zuletzt auch besonders auffällige, weil attraktive, „Hexen“ ausgemacht, angezeigt und angeklagt wurden. So manche Denunziantin und so mancher Denunziant dürfte sich dabei in einem inneren Zwiespalt befunden haben: Wie konnte ein Mensch, dem die Gabe leiblicher Schönheit verliehen war, als Schadhexe sein Unwesen treiben? Die in zahllosen Fällen gegebene Antwort war denkbar schlicht gestrickt: Man schloss messerscharf, dass nicht sein kann, was nicht sein darf, um mit Christian Morgensterns Palmström⁶ zu sprechen. Unübersehbare Schönheit wurde in solchen Fällen als Trugwerk und Teufelslehen erklärt – ein Motiv, das dann in abgewandelter Form auch in Volksmärchen immer wieder auftaucht. Der lichten Macht von Oben steht die dunkle Macht von Unten gegenüber. Solange man sie gewähren lässt, vermag auch sie machtvoll zu wirken. Mit Fug und Recht und Gottes Hilfe darf und soll sie, dürfen

und sollen die ihr Hörigen mit Feuer und Schwert bekämpft werden. Und – tant mieux – wenn dann mit ihnen der (vielleicht selbst heiß begehrte aber von der Natur versagte) Schönheitsschein verbrennt und nicht länger das eigene Selbstwertgefühl versengt ...

Auch diese sprichwörtliche Ausnahme freilich bewirkt die nicht minder sprichwörtliche Bestätigung der Regel. Gerade weil das Schöne samt seiner teils potentiellen, teils aktuellen und essentiellen Verbindung zum Wahren und Guten als begehrtes und verehrtes Gut empfunden wurde, konnte es nur von einer der beiden Urmächte des zarathustrisch-christlichen Kosmos verliehen werden – von Ahura Mazda oder Ahri-man, von Gott oder dem Teufel, von der Macht des Guten oder der Macht des Bösen. Darüber, woher die körperliche Attraktivität mancher Hexen einzig stammen konnte, und was sie dafür als Gegenleistung zu erbringen hatten, konnte mithin kein Zweifel bestehen. Auch in seinen schwarzen Spiegelungen aber blieb das Wunder des Schönheitsscheines unberührt. Es änderte nichts an seinem doppeldeutigen Zauber.

Doppeldeutig, wenn nicht gar mehr- oder vieldeutig ist dieser Zauber der Schönheit aber auch noch unter einem ganz anderen Blickwinkel. Nicht selten nämlich erschließt er sich den Sinnen wie dem Sinn nur aus einer ganz bestimmten Perspektive – und dies sowohl in einem physischen als auch in einem meta-physischen Sinne. In seinen ‚Bekenntnissen‘ (X, 9) berichtet Aurelius Augustinus im Rückblick auf sein bisheriges Leben über sein Verhältnis zu den Dingen dieser Welt: „Ich sagte zu all diesen Dingen: ‚Ihr habt mir gesagt, dass Ihr nicht mit meinem Gott identisch seid. Aber nun erzählt mir etwas über ihn‘. Und mit lauter Stimme rufen sie aus: ‚Er hat uns geschaffen‘. Meine Frage war die Aufmerksamkeit, die ich ihnen schenkte, und ihre Antwort war ihre Schönheit.“⁷

Fast klingt es wie eine Zusammenfassung dieser Passage, wenn Christian Morgenstern kurz und bündig erklärt: „Schön ist, was mit Liebe betrachtet wird“.⁸ Und dies bestätigt dann schließlich die im Schlager gehämmerte und geträllerte, für den Liebespartner äußerst beruhigende Versicherung „Für miich bist Du schön....“. So gesehen war es dann wohl eher ein bewundernder als ein kritischer Blick, den Augustinus auf die von ihm befragten „Dinge“ gerichtet hat. Die „Wahrheit“ der Dinge

enthüllt sich Denjenigen, die ihnen ihre Aufmerksamkeit (indogermanisch: „vara“) zuwenden, die sie wahrnehmen (indogermanisch: neman)⁹ oder vielleicht auch im biblischen Sinne „erkennen“. Und dieses Erkennen und Wahrnehmen richtet sich nicht nur auf den äußeren Schönheitsschein – ihm wesenhaft ist auch der Blick in die Tiefen des jeweiligen Scheins und Seins. Wo letzterer fehlt, folgt tragisches Scheitern. Der von Nemesis, der Hesiod'schen Personifikation der göttlichen Gerechtigkeit, aus gegebenem Anlass zu eitler Selbstbespiegelung verurteilte Schönling Narkissos tötet sich schließlich selbst. Und auch Oscar Wildes – das Leben als *l'art pour l'art* gestaltender, in das eigene Bildnis verliebter – Lebemann Dorian Grey scheitert an seiner die Tiefen des Scheins und des Seins nicht auslotenden Oberflächlichkeit. Umgekehrt mag reich belohnt werden, wer den Sprung durch den Spiegel wagt. Wie anders ließe sich erklären, dass Aphrodite, die weibliche Verkörperung des Wunders der Schönheit, den – als Streitschlichter ebenso hochgesinn-ten wie unwillkommenen, von Zeus aus dem Olymp zur Erde geschleuderten und daher hinkenden – Hephaistos als Gemahl (an)erkennt? Wie sonst hätte Psyche den sie im Dunkel der Nacht heimsuchenden Amor (den sie für ein Ungeheuer hält) unerkannt lieben können? Wie anders hätte die Schöne das Monster erlösen und in einen schönen Prinzen zurückverwandeln können? Eine Geschichte dies, die über die Jahrhunderte hin stets aufs neue erzählt und in Jean Cocteaus Film „La Belle et la Bête“ aus den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts so meisterhaft in Szene gesetzt wurde.

In all diesen mythologischen und märchenhaften Erzählungen lebt die – je und je neu zu entdeckende – Dreieinigkeit des Wahren, Schönen und Guten fort, die dann in den ‚Weimarer‘ Zeiten des Neuklassizismus und Neuhumanismus ein wohlgeschliffenes Profil erhalten sollte. Der sich in unaufhörlicher Osmotik gefallenden Wandelbarkeit des Phänomens entsprach die Konvertierbarkeit der Begriffsbühne. Wort und Bild drehen sich nun um ihre eigene Achse. Auch dies ein Wunder der Schönheit.